

(Nachdruck verboten.)

45] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Es wurde Kurt von Solfershausen sehr, sehr schwer, an das Bett heranzugehen, in dessen rote Atlasdecke Ella ihr tränenüberströmtes Gesicht vergrub. Er hatte so gar kein Recht mehr an sie, und ihr großer Schmerz war ihm, der sie ja so gut kannte, der beste Beweis, wie wenig würdig sie sich seiner fühlte. Die Ungewißheit, wie er sich selbst da benehmen sollte, machte ihn ganz linksisch . . . denn da wieder anknüpfen, wo ihr Verkehr am Tage jener fürchterlichen Gerichtszene mit Mieke Blankenstein aufgehört hatte, das fühlte er — ging nicht. Und wenn seine Bärtlichkeit und Güte forderte, er sollte die Ärmste mit „Du“ anreden und sie behandeln wie damals, so sprach dagegen ein starkes Empfinden des Losgelöstseins von dieser Frau, die, mochte auch alles ihr zur Entschuldigung dienen, doch seither ein Geschäft aus ihrer Liebe gemacht und ihren Körper für Geld hingegeben hatte.

Die Situation war peinlich, da sagte die Mutter mit ihrer vom vielen Weinen heiseren Stimme:

„Ach, Herr Rechtsanwalt, Sie kommen, als wenn der liebe Gott Sie geschickt hätte. . . deswegen war ich ja gerade bei meiner Tochter! . . . Aber die Ella wollte partout nicht! So gut sie auch ist, denn davor, daß nu alles so gekommen ist, davor kann sie ja nichts! . . . un da sagte ich, weil sie mir früher erzählt hatte von Ihn, sie sollte hingehn, denn sehn Sie mal, wir haben doch nu keen Menschen mehr auf de ganze Gotteswelt! . . . Alle jehn sie von uns wech, wie wenn wa de Pest hätten . . . selbst de Kinder unten uff de Strafzel . . . Ich habe so'n Kleenen, der is erst sechs Jahre, und denn ham wa ooch 'ne Kleene Pfljetochter . . . denken sie, mit die spielt noch ein Kind? . . . sie schreien: „Au, die ihr Bruder det is 'n Mörder!“ un denn renn' sie wech . . .“

Frau Hellwig schluchzte wieder so sehr, daß ihre Worte kaum verständlich waren . . .

Kurt von Solfershausen war, ungeschlüssig hin- und hergehend, an die Gramgebeugte herangetreten und hatte, seine eigene Bewegung mühsam niederzwingend, ihr die Hand auf die magere Schulter gelegt.

„. . . un ich kann es nich jlauben!“, schrie die Frau auf, „er kann des nich jetan haben . . . ich kenn' doch von kleen uff! Un nie nich hat er was Böses jemacht! . . . Er war ja ofte trozig un hat nich jehert, aber mein Mann . . . sehn sie mein Mann, des is sone Beamtennatur! Der kann sich da nich reinfinden, des die Kinder jroßer wern und nich mehr so parieren wollen wie die janz kleenen . . . davon is ja dis mit unse arme Ella auch gekommen! . . .“

Sie sahen beide zu der auf dem Bett Liegenden hin, deren Brust und Schultern heftiger zuckten, als sie ihren Namen nennen hörte . . .

Kurt machte der Frau ein Zeichen und die begriff ihn . . . „Ja ja,“ sie schluckte und suchte ihren Tadel mühsam wieder anzuknüpfen.

„Für 'ne Mutter is es schlimm . . . sehr schlimm . . .“ Sie weinte und Kurt verstand nicht, was sie weiter sagte.

Er näherte sich wieder dem Bett und flüsterte: „Ella! . . .“

Ihn rührte es so sehr, daß sie selbst in dieser tiefen, in der bittersten Verlassenheit und Not, wo er vielleicht der einzige und nächste war, ihr und ihrer Familie zu helfen — daß sie selbst da zu schamhaft und zu scheu war, ihn wieder aufzusuchen . . .

„Ella! . . .“ Sie wandte ihm ihr rotverweintes, von Schmerzen entstelltes Gesicht zu.

Er erschrak: war die kurze Zeit des Lasters wirklich so deutlich zu lesen auf diesem Antlitz, das ihm noch vor so kurzer Zeit das Liebste und Schönste gewesen war?

Sie aber hatte seine Bewegung bemerkt. Sie richtete sich auf und sah ihn mit einem unter den Tränen doppelt bitterem Lächeln an, als wollte sie sagen: „Sieh, das haben sie aus mir gemacht!“

Und in überströmendem Mitleid trat er heran, nahm ihre Hände und zog sie empor . . . Mit gesenktem Kopf und

weggewandtem Gesicht stand sie vor ihm und murmelte Worte, die er nicht verstand . . .

Die Frau in seinem Rücken, der die Nachricht von dem blutigen Verdacht, unter dem ihr Sohn stand, in einer Nacht das Haupt mit Schnee bestreut hatte, erhob sich.

„Ich jehc jekt . . .“, sagte sie, wie um Entschuldigung bittend, daß sie die beiden, die sich so traurig und verändert wiederfanden, störte . . . „ich muß wech . . . mein Mann . . .“, und sie schluchzte wieder, „mein Mann hat 'n Schlaganfall jehabt . . .“

„Um Gotteswillen, das ist ja entsetzlich!“ Kurt hatte Ellas Hände losgelassen und griff in die Brusttasche.

Aber das Mädchen trat zwischen ihn und die Mutter.

„Nein, das will ich nich! . . . Ich habe ihr schon jeeben, nicht wahr, Mutter . . . un jehc Dir auch wieder! . . . nu jeh man, Mutter . . . jeh man! . . . un jriß die Kinder! 's wird schon alles noch gut werden! . . . wenn . . .“, sie sah Kurt an, „wenn Herr Rechtsanwalt . . .“

Er machte eine unwillige Bewegung, aber sie fuhr kopfnickend fort: „Wenn Herr von Solfershausen uns hilft . . . denn wird Jeorch jewiß nich . . .“

„Kein, nein,“ schrie die Mutter auf. Und sich vor Kurt auf die Knie werfend, sagte sie mit einer eigentümlich lauten, gellenden, überhasteten Stimme, der das Ohr kaum zu folgen vermochte:

„Bloß das nich, Herr Rechtsanwalt! Alles, bloß das nich! Er war ja doch so jut! Sie jlauben janich! Un unsere beiden Kleenen, die ham sich reenewech umjbracht nach ihn! . . . Un fragen jeden Tag! . . . Un mein Mann . . . un ich! . . . ach, Herr Rechtsanwalt, bloß das eine nich! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Bloß das nich! . . .“

Kurt, der Mühe hatte, seine Tränen zurückzuhalten, hob die Frau auf und versuchte, ihr Trost zusprechend, sie wieder zum Sessel hinzuführen . . .

Aber sie wollte nicht bleiben . . . Sie könnte nicht . . . die Kinder hätten noch kein Mittag und ihr Mann läge ganz hilflos in der Wohnung . . . „Es is de rechte Seite, Herr Rechtsanwalt . . . un wird ja auch woll wieder werden . . . wenn bloß das . . . das mit Jeorch . . . ach, Sie jlauben ja janich! . . . Wenn er ooch oft so jeredet hat, er war ja doch so stolz uff'n! . . . Mein Gott! . . . mein Gott! . . .“

Sie schien ganz wirr im Kopfe, ging schnell auf ihre Tochter zu und schloß sie in die Arme. So weinten die beiden Frauen dann noch eine Weile, dann machte sich die Mutter los und ging. Kurt von Solfershausen begleitete sie zur Tür hinaus auf den Korridor. Er hatte das Gefühl, die Wirtin würde aus irgendeinem Grunde der Frau aufslauern und hatte sich auch nicht getäuscht. Draußen steckte er Ellas Mutter, nachdem das Weib im blauen Schlafrock sich bei seinem Anblick zurückgezogen hatte, trotz ihres Widerstrebens einen Hundertmarkschein in die Hand.

„Für die Kinder!“ sagte er leise, dann schob er die ihn mit feuchten Augen anblickende Frau zur Tür hinaus.

Ella sah, als er wieder ins Zimmer trat, auf der Kante des Sessels und hatte den blonden Kopf zwischen die auf der rotamtenen Tischdecke verschränkten Arme gelegt. Kurt streichelte leise ihr Haar . . . er hätte sie küssen wollen, aber sein Gefühl sträubte sich zu heftig dagegen.

Sie schaute ihn an, mit demselben trostlosen Blick wie vorher, und sagte mit tränenumflorter Stimme:

„Ich kann Sie gar nich ansehen! . . . Wenn ich so dran denke, wie früher alles war, denn . . . ach! . . . mit einem wilden Aufschluchzen, „es ist zu schrecklich! . . .“

„Aber es handelt sich jekt nur um Ihren Bruder!“, sagte er leise mit ernster Stimme . . .

„Ja, ja, aber ich bin doch noch so jung . . . und nu . . . nu is alles vorbei! . . .“

„Nein, Ella, keineswegs! . . . Ihr Leben ist noch lang . . . Sie können und werden es noch mal anfangen! Und ich helfe Ihnen dabei! . . .“

Da griff sie nach seinen schönen, schlanken Händen und preßte sie an ihre fiebernden Lippen, daß es Kurt schmerzlich durchfuhr . . .

„Nicht doch!“, flüsterte er, „nicht doch!“ und streichelte sich freimachend, ihre erhitzten Wangen . . . „Wir dürfen

jetzt noch nicht an uns denken! . . . Erzählen Sie mir, bitte, alles, was Sie von der Sache Ihres Bruders wissen! . . .

„Ja?“, sagte Ella und starrte Kurt ratlos an, „ja, ich bin ja auch erst gestern wieder rausgekommen . . . sie haben mich ja auch verhaftet! . . .“

„Das weiß ich, das heißt, ich hatte es in der Zeitung gelesen!“, verbesserte er sich, „und das ließ mich heute, wo ich zurückkam von meiner Reise, natürlich sofort zu Ihnen kommen.“

Sie haschte wieder nach seiner Hand, die er ihr lassen mußte.

„Ja, und über die Sache selbst wissen Sie gar nichts, liebe Ella?“

„Nein, bloß was in de Zeitungen steht . . .“

„Das ist meistens sehr unzutreffend, in solchen Dingen wenigstens . . . die Zeitungen werden von den Kriminalkommissaren informiert, und die stellen natürlich die Sache so dar, wie sie ihnen zu sein scheint, oder wie sie sie gerne haben möchten . . .“

„Denn ist es also am Ende gar nicht so schlimm mit Seorch?“

Kurt wiegte leise seinen dunkellockigen Kopf, nur zögernd sagte er:

„Ich weiß nicht . . . aber an der Tatsache des Verbrechens“ — er drückte sich absichtlich um das schlimme Wort herum — „daran scheint wohl kaum noch ein Zweifel zu sein . . . Uebrigens ist er doch hier im Hause verhaftet worden! Das müßten Sie doch wissen! . . .“

Jedesmal machte es ihm Pein, sie anzureden. Das „Sie“ erschien ihm wie eine ungerechte Kränkung für die einst Geliebte und zum „Du“ konnte er sein Fühlen nicht zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Darüber wollte sich der Friedl halb zu Tode lachen. Eilig packte er seine Schaufel, und nun warf er eine Schicht auf den Brüllenden hinab, der er schnell eine zweite, dritte und vierte folgen ließ.

„Kannst drunt bleiben“, schrie er. „I pad Di gleich noch dazu!“

Dem in der Grube verging Hören und Sehen. Wo er hinfaßte, gab das brüchige Erdreich nach, und die herabsausenden Steine schlugen ihm Schädel und Hände blutig. Er mußte nicht mehr, was er anfangen sollte. In seiner Verzweiflung begann er alle Heiligen anzurufen und ein Vaterunser zu stottern. Und dieses letzte Mittel versagte nicht. Auf einmal hörte der Steinhagel auf, und der Totengräber verschwand von dem Rande der Grube. Diesen Augenblick benutzte der Richl, sich mit äußerster Kraft in die Höhe zu arbeiten. Endlich gelang es, er kam wieder an die Oberfläche und richtete sich mit schlatternden Knien auf.

Da bemerkte er etwas Seltsames. Der Totengräber hatte ihm den Rücken gewandt und sah die Gräber hinab. Dort kam etwas näher mit schwerfälligiger Bewegung und grunzenden Lauten. Erst konnte man nicht unterscheiden, ob es ein Tier oder ein Mensch war, aber nun tappte es hervor hinter den Kreuzen und schlich zum Grab des Mödlinger. Ein alter, verkrüppelter Mann war es mit blöden, entzündeten Triefaugen, runzligen Waden und zusammengefallenem Munde. Ihn führte ein hochgeschossener Knabe von zehn Jahren, der mit ängstlichen Augen bald auf den Totengräber, bald auf den Alten blickte.

Richl schlich auf die Seite und lugte hinter einem Grabstein hervor, der Totengräber beachtete ihn nicht mehr, sondern sah mit zusammengezogenen Brauen auf den Greis herab, der jetzt taumelnd einhielt und ein stumpsfüßiges Rachen hervorstieß.

„Paßt wieder ein'n?“ fragte der Friedl kurz.

Wie schwer verhaltener Groll lag es in seinen Worten. Der Alte stierte ihn an und sicherte leise:

„Freilli, 's hat ja heut nix lost. Der alte Mödlinger hat 's zählt.“

„So? Und Du schamst Di net, daß Du Dir auf Kosten von der Sippschaft an Rausch antrinkst?“

„Ra—a—a“, gröhle der Gefragte, „i scham mi net, i trink wo — wo i 's herkrieg, i trink 'n ganzen Tag.“

„Dis 's Di amal umhaut“, rief der Totengräber heftig.

Da riß der Alte seine entzündeten Augen auf, so weit er konnte, und sah zu seinem Sohn gar spöttisch empor. Sein ganzer Rausch schien verschwunden, und die lallende Stimme bekam eine merkwürdige Festigkeit, als er jetzt den zahnuldrigen Mund öffnete:

„Ra, mi haut's net um“, sagte er, „mi net, g'wiß net. Da brauchst kei' Angst net haben. Schau nur, daß 's Di selber net umhaut, mei Lieber. — Mi padt's net, i überleb' Ent' alle!“

Das war herausgekommen wie eine Prophezeiung, so klar und sicher.

In dem Totengräber arbeitete es mächtig.

„Führ ihn weg“, fuhr er seinen Buben an. „Er hat nix 's suchen da herausen.“

Der Kleine sagte den Großvater beim Arme und sehte ihn langsam in Bewegung. Gufend und grunzend torkelte der Alte drei Schritte weiter, dann schien er sich auf etwas zu besinnen. Er blieb wieder stehen, drehte sich um und sah höhnisch zu seinem Sohn zurück.

„Mi grabst net ein“, lallte er. „Des sag i Dir, mi net. Eher grab i Di selber ein, Di und 's ganze Dorf, alle miteinander, wie's da seid's!“

Da legte sich Andredl ins Mittel. Fester packte er den Alten bei der Hand und sagte bittend und kläglich:

„Ra, net eingraben, Großvater, uns net eingraben.“

Wie ein bezähmtes, wildes Tier wandte sich der Alte zu dem Kinde. Mit täppischer Zärtlichkeit klopfte er seine Wange, während gurgelnde Laute aus seiner Brust kamen.

„Naa, naa“, gröhle er, „gut sein, Andredl, gut sein. Dir tu i nix, Dir net, Dir net, mei Buberl.“

Und während er den Jungen liebevoll an sich drückte, entfernte er sich und wandte dem Hause zu. Eine Weile hörte man ihn noch brummen, dann sank der Friedhof in seine Ruhe zurück.

Der Totengräber blickte den beiden nach, bis sie hinter den Grabsteinen verschwunden waren. In seinem Blick lag etwas von tödlichem Haß und maßloser Wut.

„Rußt net so hös dreinschaun“, tönte es plötzlich.

War dieser Lump noch immer da? Friedl fuhr beim Klang von Richls Stimme heftig zusammen.

„Paß Dich zum Teufel“, schrie er ihm hinüber.

Der hielt sich in vorsichtiger Entfernung und sagte spöttisch: „Geh schon“, rief er. „Freut mi bloß, weil i des no verlebt hab.“

Der Totengräber hob einen Stein vom Boden und warf ihn zu dem Lastermaul hinüber. Der Bursche aber bückte sich und sprang eilig von dannen.

„Reiß scho, wie gut Du's meinst“, rief er zurück, „aber untersteh Di, und halt mir noch amal a Predigt, wie man sein Vater auf Erden behandeln soll, Du schlechter Kerl, der den seinigen selbst ins Grab wünscht.“

Friedl bebte am ganzen Körper. Er sagte mit beiden Armen in die Luft, als wollte er etwas greifen, was gar nicht da war. Dann rannte er wie besessen um das Grab herum, und als er jetzt die breiten Fußspuren seines Vaters gewahrte, da packte er seine Schaufel und stürzte sich mit einer sinnlosen Wut auf das lockere Erdreich. Da hatte er gestanden, der Alte. Fort, fort damit! Weit im Bogen sandte er alles dem Mödlinger ins Grab nach, als fürchtete er, der da unten könnte wieder heraufkommen.

Und als der letzte Stein hinabgeworfen war, sprang er in weitem Satz auf die Erdmassen und stampfte sie ächzend zusammen, bei jedem Schritte immer weiter ausholend, wie der Riesenhammer, der im nächsten Augenblick auf das funtensprühende Eisen herniederfaust.

„Geh' raus, wenn d' kannst“, murmelte er grimmig. „Geh' raus!“

Der unten regte sich nicht mehr. So war's recht, so mußte es kommen, so gehörte sich's.

Mit höhnischem Gesichte sah Friedl auf das glattgestrichene Erdreich herab und trocknete sich den Schweiß. Ihm war es, als hätte er ein gutes Werk vollbracht, mit dem er zufrieden sein konnte. Aber plötzlich kam er sich wie genarrt vor. Was war denn dort an dem schmalen Steig? Dort gingen die Fußspuren ja wieder an, als wäre der, den er eben bestattet hatte, unter dem Grabe hervorgekrochen und hätte aufs neue die Wanderung fortgesetzt auf der frühlingdunstigen Erde. Nicht allein war er gegangen. Hart an seine Ferse hatte sich Andreb's nackter Fuß gesetzt, wie die Spur eines getreuen Hundes, der den Herrn nicht verläßt. Ein bitteres Lachen entrang sich Friedls Brust. Er stürzte auf den Weg, und mit blinder Zerstörungswut stampfte er das letzte hinweg, was von den beiden noch sichtbar war. So trat er Schritt für Schritt die Wanderung nach Hause an.

Er wußte es ja, daß er nur die Türe zu öffnen brauchte, um Großvater und Enkel beisammen zu finden, dort, wo sie immer saßen, im Stalle draußen, einträchtig, Arm in Arm. Und der Junge hörte mit offenem Munde, was ihm der Alte vorschwätzte, blödsinniges Zeug, Heiligenlegenden, und zur rechten Zeit eine gepfefferte Bosheit gegen seinen Vater. Das zeigte das scheue Benehmen des Kindes und nicht minder das triumphierende Gesicht des Alten, der sich in dem Buben ein Weiterleben sichern wollte, seitdem man ihn ins Austragsstübchen gesetzt hatte.

„Jeh' leb i erst recht lang“, hatte er damals gesagt. „Erst recht lang.“

Und am selben Abend gab er den Kühen zu fressen, daß zwei davon krepiereten, und trank sich im Wirtshaus einen Rausch an, der ihn fast das Leben gekostet hätte. In der Dunkelheit war er nämlich in den Siezbach geraten, der das Dorf in zwei Hälften teilte, und hätte ihn nicht zufällig ein Bauer bemerkt, er wäre elendiglich umgekommen. Das hatte sich ihm gut eingeprägt, weil er leben wollte um jeden Preis, schon aus Trost gegen seine Familie, und so traf er seine Maßregeln. Den Trunk stellte er zwar nicht ein, den mußte ja sein Sohn begahnen, wohl aber ließ er

sich immer vom Wirtshaus nach Hause führen, und als Andrei heranwuchs, durfte er dieses Amt übernehmen. So sah man denn in der Dämmerung dieses seltsame Paar durch die Straßen ziehen, den betrunkenen alten Mann mit dem blaffen Kinde, das verlegen zu Boden blickte. Erst schimpfte das Dorf, dann gewöhnte es sich daran, und schließlich machte es sich lustig. Bekam doch der heimtückische Totengräber etwas ab, das freute jeden. Friedl, dem sparjamen, nüchternen Mann, war dieser Lebenswandel seines Vaters auch durchaus nicht gleichgültig. Anfangs versuchte er sich dagegen aufzulehnen, indem er kein Geld mehr herausrückte, aber er gab bald nach, als der Alte hierauf ganz loshaft wurde und in seiner Wut abermals eine Kuh zu Tode fütterte.

Nun trieb der Großvater, was er mochte. Der erste auf im Hause, der letzte im Bette, besand er sich auf einer steten Wanderung zwischen Kirche, Wirtshaus und Stall. Eins aber mied er ängstlich: die Schube, wo der Herr Meier stand, denn er sah in ihm den leidhaftigen Tod, wie die anderen Dorfser. Ging es gar nicht mehr mit ihm, dann rief man den Herrn Meier zu Hilfe oder den Andrei. Das waren die einzigen, die das alte Tier noch ein bißchen im Zaum halten konnten.

Sobald er den Jungen erblickte, verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, und wenn der Kleine in der Kneipe erschien, um ihn zu holen, mußte er erst auf seinen Schoß klettern. Dort bekam er dann ein Glas Schnaps hinuntergegossen, ob er wollte oder nicht. Auch der Wirt mußte ihn bewundern.

„Da schau her, Godinger,“ lachte er und lachte, daß er den Auswurf bekam. „Da schau ihn an, den Galloddri, den patzeten. Gelt, der g'fällt Dir?“

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Sprache.

Von Dr. R. Franz.

II.

Wir verlassen die älteste Epoche, die der Nomaden- und Jägerwirtschaft, und kommen zu der des Ackerbaues, der die erste Stufe des sesshaften Lebens darstellt. Das Wort Acker hatte einst nur die Bedeutung von Trift, das auf treiben zurückgeht, wie das lateinische ager (Acker) auf agere. Jetzt wird Acker der bebauter Boden genannt, auf dem neben Hafer, Hirse und Weizen (d. h. weizemehligen Getreide) vor allem Roggen gebaut wird. Das Wort „Arbeit“ bezeichnet zeitweilig geradezu die Feldbestellung. Der „Morgen“ ist das Stück Land, das man an einem Morgen pflügen kann. Der Haufen (= Schock) und das Häuflein (= Mandel) wurden allmählich Maße für allerlei Gegenstände. Gemahlen wurde auf der Handmühle, die althochdeutsch quiro heißt (vergleiche Kirnbach, Quersfurt und andere Ortsnamen). Erst von den Römern übernahm man die Wassermühle (althochdeutsch multa, lateinisch molina), die zuerst an der Mofel auftauchte.

Zur Ansiedelung wählte man natürlich einen Platz beim Wasser. Alle Ortsnamen auf -ach, -au, -a, -aff, -ess, -ey geben zurück auf gotisches ahwa, lateinisches aqua, althochdeutsches ouwa usw., das Fluß oder Wasser bezeichnet. Zunächst wohnte man vielfach unterirdisch. Das Wort Dung, althochdeutsch tuoc, bezeichnet eine tiefliegende, mit Dünge bedeckte Winterwohnung und wird noch heute in Augsburg, Nürnberg usw. für eine kellerartige Arbeiterkammer gebraucht. Später schritt man zu einfachen Holzhäusern fort. Die ausschließliche Benutzung hölzernen Materials spiegeln zahlreiche echt deutsche Ausdrücke und Benennungen wieder, wie Dach und Fach, Stodwerk, Zimmern, Zimmer, in seinen vier Pfählen, Balken, Brett; wie denn alle elementaren Bestandteile und Möbel deutsche Namen tragen: Wand, Säule, Tür, Diele, Schwelle, Bank, Stuhl, Bett.

Aber allmählich drang der Einfluß des Handels und Verkehrs mit den römischen Kaufleuten und Soldaten immer tiefer ins Land und damit in die Sprache ein. Das Holzhaus wich dem Steingebäude, das Luftloch (gotisch: augadaurd = Augentor) verschwand aus der Wand und aus der Sprache; es wich dem steinmuraerten Fenster (lateinisch: fenestra), und so kamen Duzende von neuen Bestandteilen und Gegenständen samt ihren dem Lateinischen entlehnten Benennungen zu uns: Kammer, Söller, Keller, Weiler, Pforte, Speicher, Kerker, Flegel, Estrich, Schindel, wie Straßen, Plätze, Weiler, Schleusen und Tische, Tafeln, Spiegel, Schüsseln, Pfannen, Trichter oder Sode, Sohle, Schürze usw. Der Warenaustausch schuf ferner lautmännliche Fachausdrücke (laufen, Meile, Markt, Ränge, Pfund, Kosten, Zoll, Zins, Sad, Korb, Kiste, Schrein) oder vielmehr, er brachte sie aus dem Lateinischen, wie ein Vergleich auch den Laien erlernen läßt (cauponari, aequare, milia, mercatus, moneta, pondo, constare, telonium, census, sacous, corbis, cista, scrinium). Deutsche Gänse wurden viel nach Rom verhandelt, die Deutschen tauschten die Wörter Pfau, Kissen und Pfahl dafür ein. Auch lernte man römische Kochkunst, man lernte überhaupt erst kochen (coquere) und speisen (expensa), während man vorher nur zu kochen und zu essen verstand.

Aber der römische Einfluß brachte auch andere und weniger materielle Neuerungen. Heilkunst und Schreibkunst (Fieber, Arzt,

Bläse, Plaster, Brief, Tinte, Siegel, schreiben sind Wörter lateinischen Ursprungs), sowie Ausdrücke aus einem organischen Staatswesen (Kaiser, Reich) wurden entlehnt. Und die größte Bedeutung gewann auch in sprachlicher Hinsicht die Ausbreitung des Christentums. Wenn wir in jener Zeit, die der feudalen Voraufgeht, von einer herrschenden Klasse reden können, so ist es die Geistlichkeit. Ihre Macht nimmt in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung und in den ersten des zweiten Jahrtausends beständig zu, und diese Macht konnte sich auf keinem Gebiete stärker äußern als auf dem der Sprache. Denn Sprach- und vor allem Schreibkundig waren fast nur die Mönche. Da aber ihre Sprache schlechthin das Lateinische war, so ist die Herrschaft dieser Klasse in sprachlicher Hinsicht gleichbedeutend mit einer Ueberflutung des Deutschen durch lateinische Lehnwörter. Die Kirche vollendete im Laufe des ersten Jahrtausends, was die Kaufleute und Soldaten in seinem Anfang begonnen hatten: die Lateinisierung eines großen Teiles des deutschen Sprachschazes. Bei der Uebertragung solcher Begriffe aus dem Lateinischen, die dem Deutschen bisher fehlten, handelte es sich natürlich vorwiegend um kirchliche und eigentümlich christliche, für die sich im besten Falle hier und da durch wörtliche Uebersetzung der lateinischen Bestandteile ein deutsches Wort bilden ließ. So geschah es bei den Begriffen Gewissen (conscientia), Gebatter (compater), Barmerzig (althochdeutsch armhärzi, lateinisch misericors) usw. Aber eine große Fülle von Ausdrücken mußte dem Lateinischen entnommen werden, weil man im Deutschen keine Wörter fand, aus denen man Gleichwertiges hätte bilden können. So entlehnte man Bein, Plage, Marter, verdammen, opfern, predigen, Segen, Bepfer, Feier, Messe, Kreuz, Orgel, Mönch, Abt, Priester, Propst, Münster, Kloster, Klaus, Tempel, Kanzel, Altar.

Auf dem Gipfel ihrer Herrschaft kommandierte die Geistlichkeit das Mittelalter in die Kreuzzüge. Da gingen den Rittern in fernen Ländern die Augen auf, und sie brachten von den Meisen ins Morgenland Anregung und Stoffe mit, die sie alsbald zu verarbeiten begannen, zumal als die Heldenepik Frankreichs besonders auf dem Wege über die Niederlande nach Deutschland gelangte. Wenn so ein angehender Dichter nicht schreiben konnte (z. B. hat Wolfram v. Eschenbach diese Kunst nicht beherrscht), so pflegte er wohl einem Schreiber zu „diktieren“: vom lateinischen dictare stammt unser „dichten“. Hatten die Mönchsdichter, wie etwa Dietrich von Weihenburg (um 870) geistliche Dichtungen geschaffen, so gelangte jetzt die weltliche, die ritterliche Poesie zur Blüte, die durch Dichter wie jenen Wolfram und Walter von der Vogelweide, durch das Gudrun- und das Nibelungenlied bezeichnet wird. Ohne daß man bestimmt sagen könnte, die aus so verschiedenen Landschaften (Franken, Schwaben, Bayern usw.) stammenden mittelhochdeutschen Dichter hätten sich zu einer einheitlichen Schriftsprache durchgerungen, darf man doch vielfache Beeinflussungen unter den einzelnen und insbesondere die Tendenz, Mundartliches einzuschränken, für festgestellt erachten.

Wieder müssen wir von den tieferen Ursachen absehen, die zu den lautlichen Veränderungen der Sprache geführt haben. Die Wissenschaft hat wohl, wie schon ausgeführt, systematisch die Uebergänge aus dem Althochdeutschen (etwa bis 1100 dauernd) ins Mittelhochdeutsche (etwa bis 1450) festgestellt, aber allgemeine und zwingende Gründe hat sie für die großen Umwälzungen nicht herausgefunden. Doch lehren uns die genannten Jahreszahlen in Verbindung mit dem oben über die Klassenbewegungen Ausgeführten, daß auch hier die Methode des historischen Materialismus eine Lücke wird auszufüllen haben. Und klar sehen wir wieder die Wirkung der zur Herrschaft gelangten Klasse auf Sprachschaz und Sprachform.

Hatten die Geistlichen als Handlanger lateinischen Einflusses auf die Sprache gewirkt, so vermittelte das Mittelalter mit französischen Sitten und Gebräuchen auch französische Wörter und Wortbilder in großer Zahl. Hatten die Neuschöpfungen und Entlehnungen der Mönche das religiöse und überhaupt das geistige Gebiete des Sprachschazes bereichert, so lieferten die ritterlichen Dichter Beiträge zur kriegerischen, höfischen, gesellschaftlichen Terminologie. Die Fülle der neuen Ausdrücke ermißt man etwa an den aus dem Turnierleben übernommenen Verbindungen, wie: in die Schranken treten, die Spitze bieten, den Fehdehandschuh hinwerfen, eine Lanze brechen, aus dem Sattel heben, aussteigen, im Stich (liegen) lassen, in allen Sätteln gerecht (gerichtet) sein, Stich (Stand) halten, die Stange halten, sich erholen (d. h. sich nach dem Falle wieder aufrufen) usw. Der Einfluß französischer Vorbilder offenbart sich auch in zahlreichen Lehnwörtern aus dem Gebiete des Waffendienstes, wie Lanze, Harnisch, Koller, Abenteuer, Banner, Sold, Rote, und auf dem der Geselligkeit, wie Flöte, Schalmei, Posaune, As, Daus, Tanz, birschen, Koppel, Turnier, Plan, Preis, hurtig, fehlen. Charakteristisch für die Verfeinerung der Lebensweise, daß das älteste dieser Lehnwörter „sein“ (französisch sin) ist.

Es versteht sich, daß es bei der Entlehnung neuer Ausdrücke nicht sein Dements hatte. Vielmehr beobachten wir bei der jeweils herrschenden Klasse, soweit sie sich unter ausländischem Einfluß befindet, auch eine Ausländerei der Sprache, ein Schmelzen in Fremdwörtern. Selbst ein Wolfram von Eschenbach und ein Gottfried von Strazburg huldigen dieser Sitte, die schon 1250 der Dammhäuser verspottete: „Ein riv'ere (Fluß) ich dā gesach (sah),

durch ein föros (Wald) gieng ein bach zetal (zu Thal) über ein Planuro (Ebene).⁴

Stand das Althochdeutsche unter geistlichem Einfluß, das Mittelhochdeutsche unter ritterlichem, so bereitet das erste Erwachen des Bürgertums im Aufblühen der Städte die Entwicklung des Neuhochdeutschen vor. Auf die religiöse und ritterliche Literatur folgte die bürgerliche, auf die fromme und heroische die lehrhafte, nüchternere. Wie das Althochdeutsche mit seinem lautlichen Wohlklang schon im Mittelhochdeutschen einen farbloseren Nachfolger gefunden hatte, so folgte diesem jetzt (immer ist die Beziehung zum Lebens- und Literaturinhalt der jeweiligen Epoche erkennbar) das Konsonantenreiche, immer spröder und rauher werdende Neuhochdeutsche. Die Zentralisierung der Dialekte wurde, soweit sie etwa vorhanden war, aufs neue durch wunderliche Einflüsse durchbrochen, die Bedürfnisse des praktischen Lebens der neu erstehenden Klasse schufen eine umfangreiche Prosaliteratur in Urkunden, Rechtsbüchern usw. Die Erfindung des Buchdrucks und die Ausbreitung des Verkehrs bewirkten eine gewaltige Demokratisierung der Kunst des Lesens und Schreibens. Aber wie ein Kind, nachdem es stiefend lesen gelernt hat, meist in wahlloser Lesewut über alles Gedruckte herfällt, so verschlang auch das Bürgertum in seiner Kinderzeit die vorhandene Literatur, reizte damit zu immer neuer Produktion an und führte eine grenzenlose Oberflächlichkeit und Inbalklosigkeit der Geistesbildung herbei. Freilich setzte seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Renaissance des Altertums ein und brachte die Kenntnis großer Literaturerzeugnisse. Aber die Gelehrten schlossen sich in die lateinische Welt ein und von der Gegenwart ab. Sie hoben die deutsche Sprache verächtlich beiseite, und wo sie sich mit ihr befaßten, da geschah es, um, zum zweitenmal, dem Deutschen ungezählte lateinische Reiser aufzupropfen. Ein gewisser Sim. Rothe konnte 1572 ein Verzeichnis von etwa 2000 lateinischen Wörtern der deutschen Sprache aufstellen. Das römische Recht brachte außer solchen Wörtern, die dem Fachmann vorbehalten blieben, auch Ausdrücke wie Familie, Prozeß, Klient, Adoption, Magistrat, Majorität, legal, Advokat usw., die wir gar nicht mehr entbehren können. Nebenbei ging es auf anderen Gebieten der Wissenschaft: Katakomben, Reformation, Kommissar, Erzesseln, nicht zu vergessen die von Karl V. eingeführte Majestät. . . (Dieser Kaiser erklärte bekanntlich, die deutsche Sprache sei nur gut für Pferde und Knechte!) ferner Regent, Monarch, grammatische Bezeichnungen, Aul, Katheder, Podium, Autor, Kommentar, Disziplin, Autorität, Zensur, Karzer, Examen, Prädikat usw. — alles das sind nur die gebräuchlichsten der übrig gebliebenen Fremdwörter jener Zeit, ganz zu schweigen von der Fülle der später wieder aufgegebenen. Man ging so weit, die deutschen Namen zu übersetzen und schuf so außer anderem Faber (Schmied), Sartor (Schneider), Molitor (Müller). Als Vornamen wählte man gleichfalls fremde statt der heimischen. Während das Verhältnis der deutschen zu den fremden Vornamen im 13. Jahrhundert noch wie 4 zu 1 war, ist es im 16. Jahrhundert auf 1 zu 3 gefallen, d. h. die Häufigkeit der deutschen Namen sank auf ein Zwölftel herab. Dem entspricht die Tatsache, daß z. B. im Jahre 1570 etwa 70 Proz. aller Druckschriften lateinisch abgesetzt wurden, und noch 1780 waren es 30 Proz. und erst am Ende des 18. Jahrhunderts nur mehr 5 Proz.

Zum Glück aber waren es eben nur die Gelehrten, die solcher-gestalt das Deutsche latinisierten. In der gelehrten Literatur, die freilich die größte überhaupt war, staute sich die Ausländerei ab. Im übrigen jedoch war das Lateinische schon seit dem 13. Jahrhundert zurückgedrängt worden. Das Bürgertum brauchte eine Volkssprache, die der Ausbreitung von Handel und Verkehr dienlich sein konnte. Zweierlei Hindernisse standen einer solchen Gemeinsprache im Wege. Das eine, die lateinische Sprache, war mehr äußerer Art und durch Vermeidung zu bekämpfen. Das andere aber waren die Dialekte, die Mundarten. Eine von ihnen oder ein Produkt aus ihnen mußte zur allgemeinen Verkehrssprache werden.

Kleines feuilleton.

Korallenindustrie. Seit den ältesten Zeiten hat man die Korallen zu schätzen gewußt. Die Tiergruppe der Korallen hat eine gewaltige Verbreitung in den Meeren früherer Epochen der Erdgeschichte gehabt und verfügt noch jetzt über eine große Zahl von Vertretern in den Räumen des Weltmeeres. Von diesen vielen Korallenarten sind nur wenige von praktischer Bedeutung für den Menschen. Am meisten trifft dies selbstverständlich für diejenigen unter diesen Tieren zu, die durch Zusammenrottung in ungeheurer Zahl ganze Inseln im Ozean aufzubauen vermögen. In anderem Sinne wertvoll ist die Edelkoralle, die schon den alten Römern wohlbekannt war und als ein Lieblingsstoff für Schmuckstücke galt. Der Hauptbegeh nach Korallen lag aber in anderen Ländern, ganz besonders in Indien, wohin zu Beginn unserer Zeitrechnung so große Mengen eingeführt wurden, daß selbst in den Gebieten, an deren Küsten die Edelkorallen gewonnen wurden, diese selten waren und nur zu hohen Preisen gekauft werden konnten. Heute werden besonders viele Korallen im Mitteländischen Meer gefischt. Ueber den Ertrag dieses Gewerbes hat Professor Madintosh im „Zoologist“ einen lehrreichen Aufsatz veröffentlicht. Die Hauptmärkte für Edelkorallen sind danach Messina, Neapel, Genua, Livorno und Mar-

seille. Die Korallen von der algerischen Küste gehen vorzugsweise nach Pisa und Trapani. Die Menge von Korallen, die durchschnittlich in jedem Jahr nach Italien zum Verkauf gebracht wird, beläuft sich auf ungefähr 160 Tonnen, und die daraus gefertigten Gegenstände haben einen Wert von etwa 10 Millionen Mark. Der Gesamtwert der jährlich gewonnenen Korallen in rohem Zustand wird jedoch auf 40 Millionen geschätzt und die aus diesem Gesamtertrag hergestellten Waren werden sogar auf die außerordentlich hohe Summe von 200 Millionen Mark bewertet. Als feinste Qualität gilt bekanntlich ein zartes Rosa oder eine Fleischfarbe, die ganz gleichmäßig über große Stücke verteilt sein muß. Im Orient sind übrigens sogar Korallen veräußert, die von Wärmern angefressen sind, weil manche Eingeborene glauben, daß in diesen Hohlräumen Götter wohnen.

Völkerverkunde.

Soziologisches aus dem westlichen Sudan. Nach einem Bericht des Forschungsreisenden Leo Frobenius ist die auffallendste Erscheinung, die er im Kulturkreise des Mandelplateaus vorfand, das Kastentwesen. Es erscheint für jeden, der sich eingehender mit den heutigen afrikanischen Kulturen beschäftigt hat, durchaus unafrkanisch; es ist dabei so ausgesprochen und so streng durchgeführt, daß ihm ein sehr hohes Alter zugesprochen werden muß. Die Farbe, Mande und Wollos sind die Völker, die die Einrichtung am stärksten bewahrt haben. Man unterscheidet hier: 1. Die Horro oder Ritter; es sind die Adligen und die herrschende Klasse. 2. Die Ullusu oder Hörigen; es sind unterworfenen Stämme, ein Bauern- und Arbeitervolk, das im Dienst der Horro lebt. 3. Die Dialli oder Warden; es sind Sänger, Bewahrer der Traditionen, Boten der Könige und Knappen im Kampfe. 4. Die Nunu oder Alteingefessenen; dies sind Bauern, die sowohl mit der Eisen- wie mit der Holzindustrie vertraut sind, der Ueberlieferung nach die ältesten Bewohner des Landes, vor allem aber die Träger der religiösen Institutionen und Leiter der heiligen Wundbildungen. 5. Die Dion oder Sklaven: es sind kriegsgefangene oder verschuldete Leute, gelten einfach als Sache und Kaufgut und für so niedrig stehend, daß man sie kaum als andern Menschen gleichberechtigte Individuen ansieht. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese scharfe, selbst für Afrika rücksichtlose Kastentrennung ein Bild sehr alter Zeit widerspiegelt; es ist sozusagen der Konserbativismus in Reinkultur. Die alten Horro haben wohl stets nur eine geringe Kopffzahl gehabt. Als Gros der Bevölkerung sind die hörigen Ullusu anzusehen. Diese dürfen nicht ge- oder verkauft werden, müssen einige Tage in der Woche für ihren Herrn arbeiten, dürfen heiraten und sich auch ein kleines eigenes Vermögen erwerben. Verbindet sich ein Horro mit einem Mädchen der Hörigenklasse, so werden die Kinder Ullusu, falls der Vater nicht mit Einwilligung der Familienältesten die junge Frau rechtzeitig freikaufte. Eine derartige Verbindung ist die einzige Durchbrechung des Kastensystems, die vorkommt. Im übrigen dürfen Schmiede nur mit Schmieden, Warden nur mit Warden, Horro nur mit Horro eine Ehe schließen. Eine andersartige geschlechtliche Verbindung gilt als schwere religiöse Verflüchtigung. Die epischen Lieder der Warden sind für die historische Erforschung der Völkerverhältnisse in jener Ecke Afrikas von großer Wichtigkeit. Doch ist unverkennbar, daß diese patriotischen Dichter, ganz wie bei uns, brav Geschichte fälschen, weil die Herrschaft sich bedeutend freigeiger erweist, wenn der höfische Poet es zum Beispiel versteht, ihren Stammbaum noch um einiges zu verlängern. Bei den Völkern des Rossi-Plateaus stellt das Kastentum ein System feudaler Natur dar. Der Kaiser gebietet über einen Stab erblicher Beamter, die in der Hauptstadt leben. Alle Provinzstädte sind mit Prinzen aus kaiserlichem Geblüt besetzt, die wieder einen ähnlichen Hofstaat haben. Auf diese Weise herrscht ein Rittergeschlecht über alteingefessene Bauernstämme. Glaubt einer der Unterkönige allzu „ritterlich“, d. h. führt er unsinnig Krieg, so läßt ihn der Kaiser zur Verantwortung vor sich. Die „Ehre“ des Unterkönigs verlangt nun, daß er in solchem Fall stolz bleibe und nicht Order pariere. Gemäß der weiteren Vorschrift des Ehrenkodex übersendet der Kaiser dann nach einiger Zeit dem Unbotmäßigen ein Messerchen, welches Wink bedeutet: entleibe dich gefälligst. Nachdem dies geschehen, ist man allerseits vom Verlauf der Affäre befriedigt; die Untertanen jubeln den ritterlichen Sinn des zu seinen Vätern versammelten Unterkönigs und empfangen freudig einen Nachfolger vom gleichen Ritterkaliber. Auch der Kaiser ist nur insoweit absolut, als er den Willen des Adels tut. Andernfalls wird er erst mal ehrerbietigt „erinnert“, und wenn das nicht hilft, wird ihm ebenso ehrerbietig der Wunsch vorgetragen, er möge abtragen. Dies soll er dann auch tun. Alles in allem ist der westliche Sudan in politischer Hinsicht ein so patriarchalisches Paradies, daß die preussischen Agrarier (mit der preussischen Regierung an der Spitze) sich eines Tages unzweifelhaft zur Abwanderung in jene Gefilde entschließen werden, wo ihrem Latendrange bedeutend weniger demonstrativer Widerstand geleistet werden wird. Aber auch die Pfaffen wären dort vortrefflich aufgehoben. Kein Rörgler denkt dort daran, die Schamanenpriester, die das gesamte Wirtschaftsleben beeinflussen, irgendwie zu kritisieren. Im Gegenteil, wenn sie sich in Kämpfen der Verödung auf der Erde wälzen, singen die Dichter bewundernd von ihnen: dieser besitzt „2000 magische Kräfte“, jener besitzt „6000 magische Kräfte“ usw. A. K.